

Schwangerschaft, Geburt und Säuglingsalter!

In die Schwangerschaft tritt die junge Frau in der Regel völlig unwissend ein. Sie kennt nicht den Naturvorgang, denn die Schule kann doch den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht dazu benutzen, um die Kinder in dem Augenblick aufzuklären, da sie nach dem Fortpflanzungsprozeß zu fragen beginnen. Die Schule verweigert auch heute noch den Kindern in den meisten Staaten so lange die Antwort, bis es zu spät ist, sie unbefangen zu geben, bis auch die richtigste Antwort mit schlecht unterdrücktem Lächeln oder geheimem Gekicher der Jugend aufgenommen wird. Der Lehrer oder die Lehrerin sprechen nun schon zu halb Wissenden, während sie bei der ersten Frage zu Unwissenden gesprochen und ihnen die Dinge elementar hätten erklären können. Daß diese Wißbegierde schon sehr früh erwacht, ist eine allen Erziehern bekannte Tatsache. Daß man in diesem ersten Augenblick schon den Kindern die Wahrheit sagen soll, wollen allerdings viele sogenannte Erzieher noch immer nicht begreifen. Sie wollen dem Kinde das schöne Märchen vom Storch retten und meinen, weiß der Teufel, wie klug sie dabei tun. Ihnen allen macht es offenbar einige Schwierigkeiten, die Form zu finden, den Kindern gerade diese Aufklärung zu geben. Das ist auch nicht so leicht. Aber es gelingt unschwer, wenn sich der Erzieher in die Natur flüchtet. Darin spreche ich aus persönlicher Erfahrung. Mein Stiefsohn war sieben Jahre alt, als er eines Tages während des Landaufenthaltes auf eine trächtige Dachshündin aufmerksam wurde. Er fragte, wie Kinder fragen, unerbittlich. „Warum ist der

Hund so dick?" — "Weil er Junge bekommt." — "Wo sind die Jungen . . . im Bauch?" — "Ja." — "Wie kommen sie in den Bauch hinein?" — "Sie wachsen drinnen." — "Wieso wachsen sie?" — Bis dahin hatte die Mutter des Jungen, mit der sich dieses Gespräch abspielte, die Prüfung bestanden, nun aber mußte sie ihn vertrösten: "Das kann ich Dir nicht erklären. Wir werden den Vater fragen, wenn er kommt." Da ich am Samstag zu Besuch kam, war auch eine der ersten Fragen, die der Junge stellte, diese, wieso die jungen Dackeln im Bauch wachsen. "Das werden wir morgen im Walde sehen!" war meine Antwort, und am nächsten Tag ging es in den Wald auf die Suche nach einem Insektenpaar, das gerade in geschlechtlicher Verbindung war. Wir hatten Glück. Auf einem Baumstamm saß ein prächtiges Kiefernswärmerpaar in innigster Verbindung, ein ziemlich großes Tier also, das sich als Nachttier bei Tag ruhig hält und darum auch gut zu beobachten ist. Zunächst stellte ich dem Jungen die beiden vor: "Der mit dem schlanken Leib ist der Mann, die Dicke ist die Frau; du siehst auch Unterschiede an den Fühlern, an der Färbung der Flügel und der Zeichnung." Da er sie wahrgenommen, eigentlich selbst entdeckt hatte, konnte nun der Naturvorgang erklärt werden. "Du siehst, daß die beiden Leiber an ihrer Spitze zusammenstoßen und miteinander unsichtbar verbunden scheinen. Sie sind es auch. Sie sind im Augenblick ohne Gewaltanwendung nicht trennbar. Der Mann hat nämlich in einen Spalt des Weibes einen Stachel versenkt und damit die Verbindung hergestellt. Durch diesen Stachel spritzt er einen Saft in den Leib des Weibes und befruchtet damit die Eier, die dort in Reihen lagern. Wie die Henne, so legt auch die Schmetterlingsfrau die Eier. Aus diesen kriechen fast unsichtbar kleine Räumchen aus. Diese fressen sich dann zu mächtiger Dicke an, verpuppen sich und nach geraumer Weile springt aus der Puppenhülle der Schmetterling. Hier hast du den ganzen Naturvorgang sichtbar vor dir. Aber genau so ist es auch beim Säugetier, beim

Dackel, beim Pferd, beim Menschen. Das junge Kalb hast du im Stalle saugen gesehen; die Kuh hat es lebendig zur Welt gebracht und nährt es nun mit ihrer Milch. So wirfst du das auch beim Dackel sehen. Der Unterschied ist nur, daß sich beim Schmetterling die Wandlung vom Ei bis zum fertigen Tier in verschiedenen Verwandlungen sichtbar vollzieht: Ei — Raupe — Puppe — Schmetterling! Wir werden das Schmetterlingspaar mitnehmen und daheim in den Raupenkasten tun, damit du das weiter verfolgen kannst." Wir bargen unsere Beute und im Weitergehen zeigte ich dem Jungen Raupen und auch einige Puppen, die wir entdecken konnten; noch volle, die sich bewegten und damit ihr Leben bewiesen und leere Hüllen, aus denen der Schmetterling bereits geschlüpft war. Der Junge war sehr zufrieden. Er schien zu verstehen. Vierzehn Tage später gingen wir wieder durch den Wald und da bewies er es mir, daß er nicht nur verstanden hatte, sondern auch die Nutzenwendung auf den Menschen gezogen hatte. Wir stießen auf einen einzelnen Kieferschwärmer und ich ließ von dem Jungen das Geschlecht bestimmen. Er erkannte richtig, daß es ein weibliches Tier war. Da wir weiter gingen, zuckte plötzlich sein Händchen in meiner Hand und er blieb stehen. Er hatte mir etwas Wichtiges zu sagen: „Du Vater, die war aber nicht verheiratet!" Seither wußte ich, daß der Junge sexuell aufgeklärt war und ich brauchte weder zu fürchten, daß diese Aufklärung in ihrer Art frühreife Altersgenossen besorgen, noch daß einmal in den Tagen des Frühlingserwachens die Aufklärung peinlich werden könnte. Sie war dann schon längst besorgt. Ist es nicht der Schmetterling, so ist es der Apfel, an dem ich den Befruchtungsvorgang erklären kann und so erklären, daß dem Kinde — und das ist die Hauptsache — das Natürliche auch als natürlich erscheine. Das Buch der Natur liegt offen vor uns, wir brauchen darin nur zu blättern, so etwa, wie es Jürgen Brand in seinem reizenden Briefe: „Wenn alle Knospen sprangen" im Buche Ulenbrook tut. Das müssen Schule und Elternhaus noch lernen. Dann

wird es nicht mehr vorkommen, daß das junge Menschenweib ganz unvorbereitet in die Schwangerschaft geschickt wird. Es wird sich selbst so gut als möglich zu unterrichten trachten und mutig den Kampf mit den allerlei Ammenmärchen aufnehmen, die ihr mitgegeben worden sind. Sie wird beizeiten ihre Kleidung, ihre Arbeit, ihre Bewegung, ihre Nahrung dem Zustand anpassen lernen, in dem sie sich befindet und sie wird, richtig geleitet oder beraten, auch manchen weitverbreiteten Irrtum für sich vermeiden, z. B. den, daß es schwangeren Frauen zuträglich sei, Bier zu trinken oder gar Branntwein, „damit das Kind schön werde“, wie ein Wiener Aberglaube jüngsten Datums behauptet. Milch wäre ihnen viel, viel zuträglicher! Sie wird den Schnürleib beseitigen, sie wird sich, so weit es ihre soziale Lage gestattet, vor Ueberarbeit hüten, sie wird ihrer Ernährung im allgemeinen erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, sie wird Aufregungen möglichst aus dem Wege gehen — kurz, sich so benehmen, wie es ein Mensch soll, der noch die Verantwortung für ein zweites Lebewesen mit sich herumträgt.

Die werdende Mutter wird beizeiten den würdigen Empfang des Säuglings vorbereiten. Sie wird für ihn die Wäsche richten, die Wiege, das Bad, und sofern sie dazu sozial außerstande ist, wird sie sich beizeiten nach Hilfe umschauen. Da gibt es mancherlei Vorsorge: In Deutschland die Reichswochenhilfe, in Oesterreich einige Formen der Mutterschaftsversicherung, die halb Selbsthilfe, halb Wohltat sind, aber doch nur in dem Maße helfen können, als die „Wohltäter“ mitgehen. Während des Krieges waren diese Organisationen stets in argen Nöten. Erst als nach dem Umsturz die organisierte Hilfe des Auslandes auch für Oesterreich einsetzte, wurde insbesondere durch das Eingreifen der englischen und amerikanischen Freunde, des „Emergency relief found“, des New Yorker „Milk relief found“ und der „Society of friends“ für eine Zeitlang die Hilfe für Kinder bis zu sechs Jahren sichergestellt. Diese Zeit wurde aber nicht ausreichend genützt, in den Müttern den Gedanken der

Selbsthilfe zu stärken. Wann wäre das wirksamer gewesen als in einer Zeit, da Mütter in die öffentlichen Hilfsstellen mit Säuglingen kamen, die in Zeitungspapier eingewickelt waren, weil der Einkreisungskrieg die Leinenvorräte der proletarischen Haushaltung so gelichtet hatte, daß für den nachgeborenen Sprößling nichts mehr übrig geblieben war. Diese Selbsthilfe würde am besten im Anschluß an die Krankenkassen organisiert. Alle weiblichen Mitglieder im gebärfähigen Alter müßten obligatorisch einen Mutterschaftszuschlag entrichten, der in gleicher Höhe auch vom Staate gezahlt werden müßte. Dadurch gewönnen die Krankenkassen wahrscheinlich solche Fonds, daß sie sowohl der Schwangeren wie der Mutter in den Wochen, wie auch der säugenden Mutter Naturalzubußen gewähren könnten, die den Frauen sonst schwerer zugänglich sind. Wie die Dinge nach dem Kriege lagen, vor allem Zubußen an Wäsche und Milch. Ein solcher staatlicher Mutterschaftszuschlag käme der Reichswochenhilfe gleich. Er würde sicherer als alle Wohlfähigkeitsversuche die Mutter dazu anregen, ihrem Nachwuchs nicht die natürliche Nahrung zu versagen.

Soviel auch darüber schon gesagt und geschrieben worden ist, es muß immer wieder von neuem gesagt werden, daß es die größte Grausamkeit der kapitalistischen Mißordnung ist, daß sie dem proletarischen Säugling die Muttermilch vorenthält, in dem sie die Mutter in die Arbeit zwingt. Kaum hat so ein neuer Erdenwurm gelernt, den süßen Muttertrank zu schlürfen, als sich schon eine unsichtbare Hand zwischen sein Säugemäulchen und die Mutterbrust schiebt. Sein schreiendes Mäulchen wird ihm mit einem Sauger, mit einem „Fopperl“, mit einem „Zußel“, einem Leinensefchen, in das etwas Milchpapp getan wird, gestopft und die Mutter läßt ihn allein zurück in Kostpflege oder bei ihren Verwandten, denn sie selber muß verdienen gehen, sollen nicht sie und ihr Säugling verhungern. Einige Wochen nach der Entbindung helfen noch Krankengeld und Stillprämien zur Not weiter, aber kaum kann die Mutter den Tag erwarten, an dem sie

wieder in die Arbeit „darf“, bringt ihr dieser Tag doch wieder regelrechte Einnahmen, die sie für ihre und des Kindes Ernährung verwenden kann. Wie der Kapitalismus in der Zeit der Schwangerschaft auf das werdende Leben nicht Rücksicht genommen hat, so nimmt er auch jetzt keine auf das Gewordene. Am schlechtesten von allen Müttern ist die proletarische Menschenmutter daran. Tiere, die den Menschen als die scheußlichsten Bestien erscheinen, die Hyäne oder der Tiger, sie dürfen uneingeschränkt ihre Jungen säugen, nur dem proletarischen Menschen wird im Namen der „heiligen“ Ordnung des Kapitalismus das Junge von der Mutterbrust gerissen. Zwei Jahrtausende lang fast entföhen wir Menschen uns schon über die Legende vom bethlehemitischen Kindermord. Er war ein Kinderspiel gegenüber dem kapitalistischen Kindermord, der sich täglich vor unseren Augen abspielt. Wären in den Nachkriegstagen den Oesterreichern nicht ihre „Feinde“ zu Hilfe gekommen, die deutschösterreichischen Kapitalisten und ihre Goldschreiber, die den Krieg mit angezettelt, die am lautesten nach ihm geschrien haben, sie wären außerstande gewesen, Nahrung für den Nachwuchs des österreichischen Volkes herbeizuschaffen, so wie sie es während des Krieges außerstande waren. Aber der Krieg und die ihm folgenden Hungerjahre seien als Ausnahmejahre gewertet. Wie sieht es aber normal aus? Starb in Wien nicht jedes fünfte lebend geborene Kind vor Vollendung des ersten Lebensjahres, ehe Professor Escherich auf diese ungeheuerliche Tatsache hinwies und in seiner Schrift: „Helft den armen Säuglingen“ Vernunft und Gewissen der Gesellschaft anrief, diesem Zustand ein Ende zu machen? Zehntausend Säuglinge trug Wien allein in einem Jahre zu Grabe. Heute stirbt „nur“ jeder siebente Säugling in Wien. (Jahresdurchschnitt 1921 auf 100 Lebendgeburten 13,7 Todesfälle im ersten Lebensjahre, beiläufig bemerkt, der beste Durchschnitt, der in Wien je erzielt wurde.) Oder ein Beispiel aus Deutschland. In der Weberstadt Crimmitschau starb jeder dritte lebend geborene Säugling. In

Wien wie in Crimmitschau dieselbe Ursache. Hier wie dort hat der Kapitalismus den proletarischen Säuglingen die natürliche Nahrung verwehrt und sie darum dem Darmkatarrh ausgeliefert, der die Kleinen haufenweise dahinrafft, sobald die heißen Tage kommen, die die Milch verderben. Warum haben die Naturvölker, warum die meisten Agrarvölker eine weit geringere Säuglingssterblichkeit? Weil sich bei diesen Völkern Mutter und Kind nie zu trennen brauchen. Das Kind kann auch in die Arbeit mitgenommen werden. Denselben Weg ist ja auch der Staat als Unternehmer gegangen. In den österreichischen Tabakfabriken waren für den Gebrauch der vielen Arbeiterinnen Stillstuben eingerichtet, in Hainburg besteht diese Einrichtung heute noch. Vormittags und nachmittags „darf“ die stillende Mutter ihren Arbeitsplatz auf je eine halbe Stunde verlassen und ihren Säugling stillen. So wurde es, wie ich in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 3. April 1921 sagen konnte, den Tabakarbeiterinnen möglich gemacht, ihr Junges nicht oder nicht ausschließlich mit fremder Tiermilch aufzuziehen, woher sich die große Säuglingssterblichkeit schreibt. Dem Bauer wird es nie einfallen, die jungen Ferkel der Mutter abzunehmen und sie künstlich zu ernähren. Er weiß es, daß er die jungen Tiere sehr gefährden würde, wenn er ihnen Milch von anderer Zusammensetzung als Nahrung vorsehete. Nur im äußersten Notfall wird er sich dazu entschließen. Anders als dem Ferkel ergeht es dem proletarischen Kind. Es wird in der Regel vom Kapitalismus von der Mutterbrust gerissen und dadurch dem Darmkatarrh ausgesetzt. Nur in den Tabakfabriken kennt Oesterreich die sozialpolitische Einrichtung der „Stillstuben“. In Hainburg kommen wir in sie, als eben die Mütter ihre „halbe Stunde“ haben. Vormittags dürfen sie eine halbe Stunde Mütter sein und nachmittags ebenso. Die übrige Zeit sind die Kinder den Wärterinnen überlassen. Auch Kleinkinder bis zu drei Jahren sind dort. Sie sehnen täglich zweimal die halbe Stunde herbei, da die Mütter Mütter sein dürfen. Einige Minuten sind wir im Saal mit den

vielen kleinen Bettchen und dem abgetheilten Raum für die Kriechlinge, als ein grauer Schnauzbart mit einem großen Schlüsselbund im Saale erscheint. Der Krankenwärter. Er erscheint nicht als das, da er nun in den Saal ruft: „Also Weiber, was is's denn? Schluß is!“ Er rasselt mit den Schlüsseln so, wie Kerkermeister rasseln. Die Mütter rüsten zum Gehen. Sie wissen es, sie müssen alle auf einmal hinaus, denn nur ein Tor fährt wieder an den Arbeitsfisch und dieses Tor ist verschlossen, sonst könnte es zum Hinausschmuggeln von Tabak benutzt werden. Die Mütter fügen sich in die gewohnte Ordnung und wandeln sich nun wieder aus Milchtiere in Arbeitsfiere. Anders die Kinder. Sie sind so dumm. Sie revoltieren! Sie schreien! Besonders ein Dreijähriger treibt es. Er klammert sich an die Kittelfalte der Mutter und schreit: „Dableiben, Mutter! Net furtgehn!“ Aber die Mutter löst sein Händchen und die Wärterin nimmt den zappeligen Schreihals auf den Arm. „Dableiben, Mutter! Net furtgehn!“ schreit er auch jetzt und begehend strecken sich seine Händchen. Er kann diese Welt noch nicht begreifen, in der die Mütter vormittags und nachmittags nur eine halbe Stunde Mütter sein dürfen! Wieviel wird das Proletariat noch zu tun haben, bis der Ruf des Kleinen erfüllt sein wird: Dableiben, Mutter!, bis auch dem proletarischen Kinde das Recht auf die Mutter werden wird? Welch ein Wahnsinn liegt doch in dieser „Ordnung“, die die Frau und Mutter ebenso ins Joch der Arbeit zwingt wie den Mann und Vater. Keiner Gesellschaftsklasse mutet dies der Kapitalismus zu, nur der Arbeiterklasse. Die Frauen der Besitzenden und der Groß-Fronvögge des Kapitalismus, die Frauen auch vieler öffentlicher und privater Beamten und viele Angehörigen der freien Berufe sind davor bewahrt, auch dieses Joch tragen zu müssen, nur der eigentlichen Sklavenklasse im Staate, der Arbeiterklasse, wird auch diese Zumutung gestellt kraft der Macht des Geldes und kraft der Macht des Hungers. Ja noch mehr. Den Frauen der Besitzenden wird nicht nur nicht zugemutet, daß sie während ihrer

heiligen Mutterzeit, der Sugezeit, arbeiten sollen — für diese Frauen wurde auch noch die Amme erfunden. Die Damen der Gesellschaft wünschen sich manchmal ihre Bustle möglichst schön zu erhalten und da sie vermeinen, daß das Kindesaugen dazu nicht beitrage, mieten sie sich menschliche Milchtiere, ländliche Proletarierinnen als Ammen ihrer Kinder. Um dieser Eitelkeit willen geben sie das höchste Mutterglück preis — diese Kulturlosen. Die wenigsten Frauen, die sich der Amme bedienen, haben es wirklich nötig, ihrem Kinde die Brust einer anderen Mutter zu sichern. Es gibt solche Fälle, daß Mütter nicht stillfahig sind — aber sie gehören bei dem heutigen Stande der arztlischen Technik doch schon zu den seltensten Ausnahmen.

Ein einziges kapitalistisches Unternehmen habe ich kennen gelernt, wo dem Sozialismus vorgearbeitet ist und die Frau grundsätzlich als Arbeiterin ausgeschlossen ist — die Schokoladefabrik Cadbury's in der englischen Gartenstadt Bourneville. Der Begründer dieser Fabrik und dieser Stadt, die er dann allen seinen Arbeitern und Angestellten zu eigen gab, hatte den Grundsatz, daß die Männer so bezahlt sein müssen, daß sie die Familie erhalten können. Die Frau hat in der Fabrik nichts zu tun. Sie lebe ihrer Pflicht als Frau und Mutter. Dieser weißer Rabe unter den Unternehmern war ein Quäker, dem es mit den Lehren seiner Religion ernst war. Er hat auch den Mehrwert, den sein Riesenbetrieb erzeugte, nicht nur zur Anhäufung von Kapitalien und Erweiterung seiner Unternehmung verwendet, sondern immer wieder auch zum Ausbau der von ihm geschaffenen Wohlfahrts-einrichtungen, die nicht nur den bei ihm Beschäftigten dienen sollten, sondern jedem, dem es möglich war, in Bourneville Wohnung zu nehmen. In Bourneville hatte also auch die stillende Mutter ihr Recht — aber nirgendsonst hat sie es im Schaffen von Schornsteinen.

In Bourneville hat der Säugling auch das Recht auf Wohnluft. Der Säugling ist ein Luftverderber, so klein er ist, und man kam dem Wucher mit Wohnluft sehr ent-

gegen, wenn die deutschen Wohnungskongresse immer wieder fanden, daß für den Säugling das halbe Wohnluftmaß des Erwachsenen ausreiche. In Bourneville ist jeder Familie ein Haus eingeräumt, da ist es auch möglich, eine Wochenstube abzugewinnen und dem Säugling gleich in sein junges Leben die Sonne scheinen zu lassen. Anders sonstwo, wo der Arbeiter auf zwei Stuben und eine Küche und wie fast ausnahmslos in Oesterreich auf eine Stube und eine Küche, oft nur auf ein einziges Gelaß als Wohnraum für sich und seine Familie angewiesen ist, wie die schon angeführten Wiener Beispiele darthaten. Solche Häuser können etwas erzählen. Ein solches Haus steht im Wiener Gemeindebezirk Landstraße — sieben Minuten Straßenbahnfahrt vom Ring. Es hat 216 Mietparteien, insgesamt mehr als tausend Bewohner; es zählt etwa 300 Schulkinder; es hat, obgleich es seine Mieter auf vier Stockwerke verteilt, nur einen einzigen Wasserauslauf und als hygienische Einrichtung hatte es, wenigstens vor einigen Jahren noch, eine eigene Totenkammer, in die die erwachsenen Verstorbene gebracht werden mußten. Jeder Mieter hat hier nur ein Gelaß. Es ist ihm und seiner Familie Geburts- und Sterbestätte, Koch-, Speise-, Arbeits- und Schlafrum, und ist den Kindern Spielftubc, Krankenzimmer, Lernraum, kurz, ihre ganze Welt. Jede Stube ist etwa zweieinhalb Meter breit, fünf Meter lang und drei Meter hoch. In ein Drittel der Stuben, in die Hälfte aller, die im Parterre und im ersten Stockwerk liegen, dringt nie ein Sonnenstrahl. In diesem Hause ist mir etwa vor einem Vierteljahrhundert der Tod begegnet, als er eben ein Kind holte. Ungekannt war ich in dieses Haus gekommen und hatte wahllos da und dort an eine Türe geklopft, um den Wohnungsinhaber über seine soziale Lage zu befragen. Das Ganze geschah im Laufe einer größeren Nachforschung über die Wiener Wohnungsverhältnisse (Mag Winter. Im dunkelsten Wien. Wien 1904). Im Rahmen einer Tür blieb ich betroffen stehen. Inmitten der schmalen Kammer stand auf einem Tisch ein Kinder-

sarg und in ihm lag ein wachsbleiches Engelchen, über und über mit Heiligenbildern bedeckt. Eine rundliche Frau hat mich näher zu treten. Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen stand auch in der Stube. Es war die älteste Tochter der Frau, die seit zwölf Jahren in der Wohnung hauste. Die im Sarg war das jüngste von den zehn Kindern, denen die Frau hier das Leben geschenkt hatte. Geblieben ist nur die Älteste, die schon mit hergekommen war. Alle in dieser Stube Geborenen aber waren auch in dieser Stube gestorben. Seit 1919 komme ich wieder öfter in das Haus. Die Fremden, die nach Wien kommen, um zu helfen, glauben oft nicht, daß es so furchtbares Elend in Wien gibt. Mit solchen Besuchern war ich im Sommer 1920 auch zwei-, dreimal in diesem Haus. Bei einem dieser Besuche stießen wir auf das Seitenstück des geschauten Bildes vor 25 Jahren. In einer finsternen, luft- und lichtlosen Parterrewohnung trafen wir die Frau eines Kutshers, die ihr letztes Kind schon über ein Jahr an der Brust hatte, während das Ältere im Bette dahinsiechte. Schwerste Rachitis! Auf die Frage, warum sie das Kind so lange säuge, sagte die Frau einfach: „So lange es die Muttermilch bekommt, ist es gesund. Dann ist's eh aus. Alle meine Kinder sind mir krank worden, wie ich selber abgesetzt hab und bald darauf auch gestorben. Da schaun's an, den Peperl, auch den hab ich übers Jahr an der Brust gehabt. Diese Wohnung bringt alle um.“ Damit zeigte sie auf den kleinen Rachitiker. Das Haus mit den tausend Menschen — es heißt bezeichnenderweise „Zum Bienenstock“ — hat schon vor 25 Jahren Kinder gemordet und es mordet sie heute noch. Das Haus hat die ganzen Jahre hindurch Jahr auf Jahr ein Reinertragnis von 36 000 Kronen abgeworfen und dieser Profit heiligte auch den Kindermord, wie er den Väter- und Müttertermord heiligte. Da waren die Sklaven im Altertum besser daran: Sie galten ihren Herren soviel wie den Bauern das Vieh und waren darum geschützt. Burckhardt gibt in seiner griechischen Kulturgeschichte aus Xenophons Memorabilien des Sokrates

diesen Satz wieder: „Freunde läßt man kaltblütig Not leiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam, und stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schaden.“ Der kranke Sklave mußte gerettet werden, er hatte Geld gekostet, der Sklave unserer Zeit, der Proletarier, ist ein freier Mann, der nicht verkauft wird, der selbst Kaufmann ist und seine Arbeitskraft als Ware feilhält, er kann behandelt werden wie der Freund im Altertum. Solcher Kaufleute gibt es genug. Hat einer seine Kraft nicht mehr zu verkaufen, so stehen zehn andere da. Stirbt einer, den Käufer der Arbeitskraft, den Kapitalisten braucht es nicht zu kümmern. Es gibt keine Macht, die diesen Zustand ändern könnte — wenigstens keine innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Alles, was die Gesetze dieser „Ordnung“ möglich machen, wäre nur Flickwerk. Hier gibt es keine Reform, hier heißt es nur den Wohnkerker niederreißen und ein Wohnhaus aufbauen. Aber gerade dazu würden sich die Besitzer nicht verstehen. Auch das gehört also zum Gedeihen des Säuglings, daß er genug Wohnluft habe und daß ihm vor allem die Sonne nicht vorenthalten werde. Zwei Fünftel aller Wiener leben in überfüllten Wohnungen, es werden also auch zwei Fünftel aller Säuglinge in überfüllten Wohnungen geboren und sie haben alle Gefahren solcher Wohnweise auf sich zu nehmen.

Überschauen wir das Gesagte noch einmal kurz, so sehen wir, um wie vieles härter die Lebensbedingungen des proletarischen Säuglings sind, als die der Neugeborenen der anderen Gesellschaftsklassen. Die Gefahr wächst, da der Krieg eine ungeheuer rasch vor sich gehende Proletarisierung zur Folge hatte. Viele Hunderttausende wollen sich heute noch nicht eingestehen, daß sie zu Proletariern geworden sind und sie nennen sich noch Mittelständler, weil sie gar zu gerne an der alten Selbsttäuschung festhielten, etwas „Besseres“ zu sein. Aber an ihre Säuglinge kommen immer häufiger dieselben harten Tatsachen heran, wie an den Sprößling der Proletarier-

familie: von einer unterernährten Mutter geboren, muß er oft schon nach ganz kurzer Zeit der natürlichen Nahrung, der Muttermilch, entbehren, muß er der Reinlichkeit entbehren, (auch an Seife, Streupulver, Borax fehlt es ja), muß er den Wohnraum mit vielen anderen, oft auch mit kranken Menschen teilen und so im zartesten Alter schwerste Gefahren auf sich nehmen und muß er auch das so nötige häufige Wäschewechseln entbehren. Einleitend sind die Mittel angegeben, wie einem Teil dieser Gefahren heute schon beizukommen wäre: durch bewußtes Zusammengehen der Mütter und derer, die es werden können, mit dem Staat zur gemeinsamen Abwehr der Nothe. Wer die werdende und säugende Mutter schützt, wer die Wöchnerin schützt, der schützt auch das Kind und damit den Staat von morgen. Alles das wäre nur Reform, durchaus möglich schon im heutigen Staatsgefüge und in Deutschland durch die Reichswochenpflege auch glücklich angebahnt. Die wirkliche Erlösung wird der säugenden Mutter, wird dem Säugling aber nur der Sozialismus bringen. Fällt einmal die Lohnarbeit, dann ist auch die Frau ihrem natürlichen Beruf, dem der Mutter, wiedergegeben, was natürlich gar nicht ausschloesse, daß die Frau und Mutter auch sonst der Allgemeinheit dienen könnte. Sie müßte darum gar nicht zum Haustier erniedrigt werden, wie es der Kapitalismus tut. Der kapitalistischen Ordnung ist der Profit, der sozialistischen der Mensch heilig.